lag ein verrosteter Säbel in Stücken; bei einer andern waren die Zähne noch gut erhalten.

Münster. Der Schnee hat sich auf den Bergen in der Umgebung von Münster eingestellt. Die Melker haben die Höhen verlassen und steigen in die Thäler nieder.

Oberhomburg. Ein schwerer Unfall betraf den schon 70 Jahre alten Nikolaus Friedrich. Derselbe begab sich Morgens auf den Heuschober, um Futter für das Vieh zu rupfen. Dabei stürzte er vom Gerüst herab und fiel mit dem Kopfe so unglücklich auf den Boden auf, daß er den Schädel zertrümmerte. Er ist seinen schweren Verletzungen erlegen.

Schweiz.

Bern. Gewissenhafter als Regierungsrath Marti beachtet sein Schützling, Nationalrath Hirter, selber das Gesetz, indem er auf den Wink der Interpellation Dürrenmatt hin sein Amt als Eisenbahnverwaltungsrath niederlegte.

Erd- und Schlammbewegungen sind infolge des Regens in Saanen eingetreten.

Der Kanton ist jetzt in sieben Militärkreise eingetheilt, von denen jeder 3 Bataillone umfaßt; nur der 6. Kreis zählt blos zwei Batallone.

Basel. Für die Volksinitiative betreffend die Verstaatlichung der Eisenbahnen vermittelst Expropriation ist die Zahl der nöthigen Unterschriften, 50,000, überschritten.

Die Vorlage über Einführung der Kanalisation wurde vom Volk mit 3713 gegen 1327 Stimmen angenommen. Es stimmten nicht einmal 2=5 der Stimmberechtigten!

Der Eidgenössische Verein beschloß Verwerfung aller drei Referendumsvorlagen.

Genf. Der große Rath beräth ein Arbeiterinnenschutzgesetz.

Die radikalen Genfer wollen unter Führung des neugebackenen Eisenbahnverwaltungsrathes Favon, das Rechnungsgesetz annehmen.

Glarus. Gegen das allzu milde Urtheil über die Steuerbetrüger und Falschschwörer Emil Schlittler und Pfarrer Lienhard hat der Regierungsrath an's Obergericht appellirt.

Luzern. In einer Volksversammlung zu Sursee wurde ebenso energisch gegen wie für das Rechnungsgesetz gesprochen.

Neuenburg. Der radikale Parteitag sprach sich gegen das Rechnungsgesetz aus.

Die über ihre Ufer getretene Reuse hat bei Boudry Schaden angestiftet.

Schaffhausen. Der Verfassungsrath hat seine Arbeit beendet und den Entwurf mit 54 gegen 15 Stimmen angenommen. Die Volksabstimmung findet am 15. November statt.

Schwyz. Die Volksabstimmung bewilligte mit großem „Mehr" die Errichtung einer kantonalen Strafanstalt. Von 13,000 Stimmberechtigten gingen 1900 zur Urne.

Solothurn. Bei den proportionalen Bürgerrathswahlen in der Stadt erhielten die Konservativen 16, die Radikalen 14 Sitze; letztere eroberten dabei 4 neue Mandate.

Uri. Im Forchenwald bei Bürglen im Schächenthal droht eine „Kienholz=Katastrophe". Ein gewaltiger Erdrutsch bereitet sich vor und hat schon begonnen.

Zürich. Joseph Bloch, Kaufmann aus Stuttgart, wurde beim Platzspieß hinter dem Hauptbahnhof von einem Wegelagerer angefallen, mit einem Messer schwer verletzt, seiner Baarschaft, der Uhr und des Ueberziehers beraubt und zuletzt in die Limat geworfen. Bloch konnte sich aus dem Wasser retten, schwebt aber in Lebensgefahr.

Der Große Stadtrath beschloß nach lebhafter Diskussion (infolge des Außersihler Krawalls) die Verstärkung des Polizeicorps auf 40 Mann und Unterstellung des Beschlusses unter das obligatorische Referendum. Das letztere verlangten die Sozialdemokraten, nachdem ihre Opposition gegen das erstere fruchtlos gewesen war. Auf eine Interpellation Greulich antwortete der Stadtrath, daß er umsonst Fr. 1,250,000 für das Strafhausareal geboten habe, da die Regierung ohne die versprochene vorherige Mittheilung an die Stadt das Areal an eine Privatgesellschaft um Fr. 1,650,000 verkaufte.

Schöne Aussicht.

Mutter: „....Ich sage Dir, wenn Du diesen Mann heirathest, wirst Du später noch betteln gehen!"

Tochter (schwärmerisch): „Ach, da kenn' ich meinen Adolf zu gut.... da wird er gehen!"

Von Hand zu Hand.

Eine Halsbandgeschichte von Paul Bliß.

Die Königin dieser Halsband=Geschichte ist die weltbekannte Sängerin und Tänzerin Madame Lolo.

Madame Lolo ist eine reife Schönheit, üppig und voll erblüht, im Zenith ihrer Reize wie ihrer Erfolge. Sie macht ein großes Haus, wie sich das für eine Dame mit so fürstenhaftem Einkommen gehört. Ihre Verehrer kommen und gehen, von Mittag bis Abend, einer nach dem anderen, jeder voll von Aufmerksamkeiten und Galanterien, um sich die Gunst der Diva zu erhalten.

Eines Tages kam der Marquis d'Esplange. Er hatte die schöne Dame am Abend vorher zum ersten Mal auf dem Podium im „Jardin de Paris" gesehen, und war nun Feuer und Flamme. Er brachte einen Strauß wundervoller Marschall Niel= und Camille Rohan=Rosen, und er wurde empfangen.

Madame war von außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit, so daß der Marquis aus dem Entzücken gar nicht herauskam. Als sie eine halbe Stunde verplaudert hatten, und er sich verabschiedete, bekam er die Einladung, bald wieder zu kommen.

Am anderen Tage besuchte der Marquis seinen Juwelier in der Rue Turbigo, erstand dort ein entzückendes Diamant = Halsband und schickte dies mit einem schönen Gruß an Madame.

Die Diva besah das Schmuckstück nur leichthin. Sie war schlecht gelaunt, Gott weiß weshalb! Und so kam es, daß sie an dem kostbaren Halsband gar kein Gefallen fand. Sie ließ es durch ihre Zofe Jeannette in ihren Schmuckschrank tragen, allwo schon viele solcher Kostbarkeiten aufbewahrt wurden.

Und als der Marquis nach zwei Tagen wiederkam, wurde er nicht empfangen, — Madame sei beschäftigt, eine neue Piece einzustudiren, — damit mußte er sich zufrieden geben.

Der Marquis war ein Menschenkenner. Diese Abweisung verdroß ihn also nicht. Er zuckte nur mit den Schultern, lächelte voll Pessimismus und meinte: „Nun, so wird man eben warten, bis Madame besser gelaunt ist."

So wartete er also, um einige Tage später wieder zu kommen.

Am Abend desselben Tages ging die Zofe zum Ball.

Es war ein Dienstbotenfest. Und Jeannette, ein hübsches, eitles Ding, hatte sich für diesen Abend, um die Königin des Festes zu sein, ein Schmuckstück ihrer Herrin angeeignet. Sie hatte das Halsband des Marquis gewählt, weil sie sicher war, daß Madame es nicht wieder herausnehmen würde, nachdem sie es einmal mit solcher Nichtachtung hatte fortlegen lassen.

So kam das arg mißhandelte Halsband dennoch schnell zu Ehren.

Jeannette sah entzückend aus, und die blitzenden Steine, die sie trug, erregten hier berechtigtes Aufsehen.

Ein eleganter junger Mann, den die Zofe bereits kannte, machte sich heute mehr denn je zu schaffen, um die Gunst der Festkönigin zu erhaschen.

„Fräulein Jeannette," rief er voll Begeisterung. „Sie sind das schönste Mädchen, das ich kenne!"

Und sie entgegnete lachend: „Herr Charles, Sie sind der größte Schmeichler, den Paris hat!"

Aber trotzdem gab sie dem flotten strammen Burschen keinen Korb, sondern tanzte die ganze Nacht hindurch mit ihm, und in den Pausen saß sie bei ihm im Weingarten, wo sie billigen Schaumwein tranken und scherzten und lachten.

Als sie gegen drei Uhr Morgens merkte, daß sie einen kleinen Schwibs bekam, wollte sie nach Hause fahren.

Plötzlich aber entdeckte sie, daß ihr Halsband verloren gegangen war.

Mit einem Male war sie nüchtern.

Sofort wurde der Wirth benachrichtigt. Es wurde Alarm geschlagen. Alles war auf den Beinen, das kostbare Schmuckstück zu suchen.

Das ganze Lokal wurde durchsucht, jedes Winkelchen durchstöbert. Aber alles war umsonst. Das Halsband fand man nicht wieder.

Jeannette war ganz untröstlich, selbst Herr Charles konnte sie nicht beruhigen.

Eine furchtbare Nacht verging.

Die betrübte Zofe saß in ihrem Stübchen und dachte nach, wie sie sich am besten aus der Affaire zog.

Das erste, was sie am nächsten Morgen that, war, daß sie den Schlüssel zum Schmuckschrank ihrer Herrin versteckte. Somit konnte sie die Entdeckung des Verlustes wenigstens um ein paar Tage hinausschieben.

Aber das Glück war ihr günstig.

Madame fühlte sich am nächsten Tage derart unpäßlich, daß sie ihr Boudoir überhaupt nicht verließ und für keinen ihrer Verehrer zu sprechen war.

Und dann am dritten Tage kam ein Bote von dem Wirth des Tanzlokals und brachte das Halsband zurück, — es sei erst heute im Weingarten, mitten in einer der Blattpflanzen=Gruppen, gefunden worden.

Jeannette war überglücklich. Zwar konnte sie sich gar nicht erklären, wie dasselbe dahin gekommen war, aber so oder so, Hauptsache war doch, daß sie es wieder hatte.

Sie legte also das Halsband zurück in den Schmuckschrank, legte auch den Schlüssel an seinen alten Platz zurück und athmete nun wieder frei auf.

Drei Tage später war Madame wieder leidlich wohl. Der Arzt aber meinte, daß sie derart nervös und angegriffen sei, daß sie auf ein paar Wochen nach dem Süden gehen müsse.

Madame war natürlich einverstanden. Aber zum Reisen brauchte man Geld, und da ihre Baarmittel augenblicklich ganz aufgebraucht waren, so mußte man einige der vielen Schmuckgegenstände in's Leihhaus tragen.

Der Schmuckschrank wurde durchsucht.

„Oh, da ist ja das geschmacklose Halsband von dem Marquis," rief Madame, „das kann versilbert werden."

Es geschah. Jeannette wanderte damit in's Leihhaus.

Das Zofchen genirte sich gar nicht. Sie hatte solche Gänge schon öfter gemacht und wußte genau Bescheid.

Aber das alte Männchen, das im Leihhause als Taxator angestellt war, sagte lächelnd zu Jeannette: „Mein Kindchen, darauf geben wir nichts, die Steine sind ja unecht."

Die Zofe war wie vom Schlage getroffen. So etwas war ihr bei dieser Herrin noch nicht passirt. „Das will ein Marquis sein," rief sie empört und voll Verachtung, „und schenkt einen Simili=Schmuck, pfui!" Und deshalb hatte sie in solcher Angst gelebt, als der Schmuck verloren war! Oh, sie war wüthend vor Aerger! Und mit hochrothem Gesicht erzählte sie dann der Herrin das Ergebniß ihrer Mission.

Madame war nicht minder wüthend. Aber sie lächelte nur, warf das arme Halsband in die Ecke, und sagte: „Er soll nur wiederkommen!"

Um ein Uhr kam der Marquis. Jeannette beachtete ihn kaum.

„Nur herein," rief Madame, als die Zofe ihn meldete.

Lächelnd trat der Marquis ein. „Es geht Ihnen besser, meine Gnädigste?"

Sie nickte nur leichthin, lud ihn nicht zum Sitzen ein, sondern warf sich auf den Divan und brannte sich eine Cigarette an.

Resignirt ließ er sich nieder auf einen Sessel, stellte seinen Claque neben sich auf den Teppich, zog die Handschuhe ab, und sah lächelnd zu der Künstlerin hinüber.

Endlich sagte sie: „Marquis was würden Sie thun, wenn einer Ihrer Freunde Ihnen — sagen wir mal — eine Kravattennadel schenkt, und es stellt sich nachher heraus, daß diese Nadel unecht und ganz werthlos ist?"

Erstaunt lächelnd erwiderte er: „Nun, ich würde das für eine Beleidigung halten. und den Frechen dafür strafen."

Da sprang sie auf, holte das Halsband, warf es ihm zu, und rief voll Empörung: „Nun denn, mein Herr Marquis, ich werde ebenso handeln. Auch mir schenkt man keinen unechten Schmuck!"

Marquis d'Esplange war bleich geworden. Er besah das Halsband. — In der That, die Steine waren falsch! — Er war ganz sprachlos. — Die Steine waren damals aber echt gewesen! — Oder sollte er sich haben täuschen lassen? — Aber sein Juwelier war doch ein ehrlicher Mann! — Er wußte sich im Augenblick keinen Rath. Alles ging wirr durch seinen Kopf.

Endlich sprach er mit finsterem Gesicht: „Madame, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mich einer solchen Taktlosigkeit für fähig hielten. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß ich daran schuldlos bin. Allein ich will sofort zu meinem Juwelier, um Ihnen die Bestätigung dafür zu erbringen."

Er ging mit kaltem Gruß und ließ die vollständig verblüffte Diva allein zurück.

Der Juwelier war empört über den Betrug. Sofort erkannte er, daß die echten Steine durch unechte, allerdings täuschend nachgemachte, ersetzt worden waren. Er wollte sofort dem Staatsanwalt davon Mittheilung machen. Doch der Marquis bat vorerst noch um Stillschweigen.

Eine halbe Stunde später war er wieder bei Madame Lolo. „Meine Gnädige," sagte er, „ich habe mich soeben von der Rechtlichkeit meines Juweliers überzeugt. Somit bleibt die Thatsache, daß Sie das Opfer eines gemeinen Betruges geworden sind. Und wenn Sie mir erlauben, übergebe ich die Sache sofort dem Gericht."

Madame war einer Ohnmacht nahe, der bloße Gedanke, daß sie mit der Justiz in Berührung kommen konnte, machte sie schon nervös. Also bat sie den Marquis flehentlich um Entschuldigung, und beschwor ihn, die ganze Angelegenheit zu verschweigen, was der Marquis denn auch versprach.

Als sie wieder allein war, ließ sie Jeannette kommen.

„Jeannette, was ist mit dem Halsband geschehen?" rief sie aufgeregt. „Du allein hast den Schlüssel zu meinem Schmuckschrank. — Gestehe Alles, oder ich entlasse Dich auf der Stelle!"

Und das Zofchen gestand dann auch unter Thränen Alles, — daß sie zum Ball gewesen, daß sie viel mit dem Herrn Charles getanzt habe, daß sie schließlich das Halsband verloren und es in drei Tagen zurückbekommen habe.

„Wer und was ist dieser Herr Charles?"

„O, Madame, ein sehr feiner junder Mann. Er nennt sich Charles Leroux. Uebrigens hat er mir einmal gesagt, daß er Madame kenne, und daß Madame sich seiner auch wohl entsinnen werden."

Madame war plötzlich bleich geworden. Mit aller Kraft nahm sie sich zusammen. Dann fragte sie: „Wie sieht denn dieser Mensch aus?"

„O, ich habe ja seine Photographie. — Bitte sehr, Madame," dabei zeigte sie ihrer Heren das kleine Medaillon=Bildchen.

Madame sah es. Entsetzen ergriff sie. Ihre Vermuthung war richtig. Mit übermenschlicher Anstrengung erhielt sie sich aufrecht, um sich nicht zu verrathen. Endlich sagte sie: „Gehen Sie nur, Jeannette, ich werde das Weitere untersuchen."

Und als sie allein war, sank sie hin mit Weinen und Schluchzen.... ihr Bruder war es, ihr einziger rechter Bruder, der den Betrug vollführt hatte!

Stundenlang lag sie so da in krampfhaften Zuckungen, — die ganze Vergangenheit wurde wieder lebendig vor ihr, — wie sie früh die Eltern verloren—wie sie als Kind schon auf den breiten Weg gerathen war, der zum Wohlleben führt, — wie sie dann des verlodderten Bruders sich schämte, ihn über's Meer wegschickte, damit sie unbehelligt ihre Freuden weiter genießen konnte, — alles, alles durchlebte sie wieder. Und nun war er also wieder wieder da, nun kam er nicht mehr zu ihr, aber er versuchte sie auf solche Weise zu brandschatzen — und es würde das nun fortgehen, bald so oder auf andere Art, denn sie kannte ja sein Spitzbuben=Genie nur zu gut — eine Schraube ohne Ende war dies. Was aber sollte sie thun? Anzeigen konnte sie ihn nicht, das brachte sie nicht fertig.... Und plötzlich überkam sie ein furchtbarer Ekel vor all diesem Elend und Schmutz, und plötzlich stand auch ihr eigenes Leben klar und jeder Hülle entschleiert vor ihr und nun sie diesen Abgrund von Elend und Schmutz sah, überfiel sie eine entsetzliche Angst und ein Grauen vor diesem Leben. Sie sprang auf, warf einen Mantel über und rannte hinaus, über Straßen und Plätze, weiter und immer weiter, wie von Furien gehetzt, bis sie endlich an den nachtdunklen Fluß kam....

Man hat sie nie wiedergefunden.

Deutsch=Ostafrika im Volkshumor.

Seit zwölf Jahren hat das deutsche Reich Kolonialbesitz, und obwohl der gesammte Komplex an Flächeninhalt das ganze deutsche Reich mehrmals in sich faßt, sind doch Tausende daran vorüber gegangen, als an einer Sache, die nicht von Bedeutung für das wirthschaftliche Leben ist. Andere haben die Sache von der poetisch=patriotischen Seite aufgefaßt und sind Kolonialschwärmer geworden. Und diese letzteren haben, wenigstens in der ersten Hälfte des kolonialen Duo=Decenniums, die Oberhand behalten, und dank dieser Popularität ist das koloniale Afrika Gegenstand lebhaften Volkshumors geworden. Der von dem unsern abweichende Kulturzustand, die Versuche der Europäer, diesen zu heben, die Beschaffenheit der Kolonien, die Afrikareisenden, und nicht zum mindesten auch die heimische Kolonialschwärmerei, das alles bot dem Volkshumor viele Angriffspunkte.

Zu den unbedingtesten Kolonialschwärmern gehörte die Jugend. Die Indianer mußten dem Interesse für Somali=Neger weichen, und dementsprechend wurden die bunten Titelbilder auf den Jugendschriften geändert. Der patriotische Nachwuchs Deutschlands antwortete auf die Frage „Was willst Du werden?" nicht mehr „Konditor" oder „Droschkenkutscher", sondern „Afrikareisender" oder gar „Negerhäuptling". Kühler verhielten sich schon die Schüler der oberen Klassen, die es nicht verwinden konnten, daß nunmehr die „weißen Stellen" im Innern Afrikas auf den Landkarten ausgefüllt und der Lernstoff dadurch vermehrt werden sollte. Die Jünglinge von zehn bis fünfzehn Jahren dagegen, dieselben, die um Weihnachten herum sich mit Begier auf afrikanische Lektüre warfen, schwärmten für Kolonien und spielten mit Vorliebe „Flaggenhissen".

Die Vorstellung, daß man in einem schwarzen Lande nur die deutsche Flagge hissen dürfe, um es zu annektiren, forderte den Spott der Scherzbolde heraus. Gelegentlich der Erwerbung Helgolands meinten sie, man hätte die Insel weit billiger bekommen können, nämlich dadurch, daß ein Afrikareisender dort die deutsche Flagge aufhisse. Auch schlug man vor, die Helgoländer schwarz anzustreichen und Spirituosen nach Helgoland zu transportiren, um dort „Affen" zu erzeugen.

In Berlin bemächtigte sich besonders die „Kunst" des afrikanischen Stoffes. In den heutigen Panoptiken zeugen noch heute afrikanische Gruppen=Wachsbilder von der damaligen Mode. Das „Centraltheater" brachte das Couplet „Nach Afrika, nach Kamerun, nach Angra=Pequena" in Schwung. Stanley und Wißmann waren die Helden des Tages. Des Ersteren Werk „Im dunkelsten Afrika" wurde viel citirt. An einer Stelle erzählt Stanley, Emin Pascha habe im Urwalde Affen mit angezündeten Fackeln gesehen. „Kein Wunder!" wurde dazu bemerkt, „sie wollten eben Licht in das „dunkelste Afrika" bringen."

Den Schwärmern gegenüber standen die, welche von der Werthlosigkeit der Kolonien überzeugt waren. Dieser Ueberzeugung gab auch das erwähnte, viel besungene Couplet Ausdruck, in welchem Afrika als ein Deportationsort für alles in der Heimath Mißliebige empfohlen wurde. Angra=Pequena stellte man als Streusandbüchse des deutschen Reiches — als Pendant zur Mark Brandenburg, der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches" — ein Vergleich allerdings, der für die Zukunft Angra=Pequena das Beste verheißt. Nothleidenden Landwirthen erzählt man, daß in den Kolonien für einige Perlenschnüre und ein paar Flaschen Rum leicht einschuldenfreies Rittergut zu erwerben sei, auf welchem die Nilpferdzüchterei und die Kokosnußmilcherei im Großen betrieben werden könne. Klima, Pflanzen= und Thierwelt des „neuen Deutschland" sind eigenartig genug, um den humoristischen Vergleich herauszufordern.

Den ergiebigsten Stoff bietet den Spöttern der Kulturzustand des Landes. Da giebt es z. B. noch komischere „Könige" als sie in unseren Opretten vorgeführt werden. Wer einen Cylinderhut und einen Frack besitzt, ist dort König, sagt man. Jedoch erfuhr diese Ansicht eine Korrektur durch die Mittheilung der Zeitungen, in England gäbe es eine Fabrik, welche Kronen für afrikanische Könige zu allen Preisen liefere. Der in Kamerun unterrichtende Lehrer Christaller äußerte, „König" Bell sei nur ein betrügerischer Händler und die „königlichen Prinzen" seien verwahrloste Rangen.

Die Nachrichten von dem Bestehen der Sklaverei in Afrika erregten überall Entrüstung, ihre Abschaffung war mit Schwierigkeiten aller Art verknüpft und ist es noch heute. Folgende Inserate aus „ostafrikanischen" Zeitungen werden kolportirt:

„Ein junger Schwarzer, bisher Sklave, soeben befreit, wünscht wieder Sklave einer vermögenden, hübschen jungen Dame zu werden. Konfession und Hautfarbe gleichgültig."

„Sklaven werden unter Garantie vollständig befreit. Man sende einen Vorschuß von zehn Mark u. s. w."

„Heute wurde meine liebe Frau, geborene Lvango, von zwei Sklavchen glücklich befreit."

Am meisten aber machte sich der allgemeine Humor aber mit dem Kannibalismus zu schaffen, dessen zweifelhafte Existenz für Mittelafrika als feststehend angenommen wurde. Dieses an und für sich gruselige Thema hat durch den beständigen Spott alles abschreckende verloren. Es darf nur auf die meisterhaften Zeichnungen Oberländers in den „Fliegenden" hingewiesen werden, welche dies Extrem menschlicher Verirrung von der lustigen Seite auffaßten. Da bemerkt ein Kannibale zum andern, es stehe „noch etwas kalter Missionär in der Ofenröhre", und ein zweiter versichert einem Landsmann, der bei ihm „Visite macht", er habe seinen Onkel wohl gekannt, es sei ein recht schmackhafter alter Herr gewesen. Ein Dritter, auf dem Sterbebette aufgefordert, seinen Feinden zu vergeben, versichert, er habe keine Feinde, er habe sie alle aufgegessen. „Eine einzige habe ich wirklich und wahrhaftig geliebt," seufzt ein Schwarzer, „und gerade die mußte ich verzehren." Vier Kannibalen spielen Skat und im Eifer des Spiels essen sie den Strohmann auf. Lebhaft beklagt wird das Fehlen eines „Menschen=Kochbuches". Zum Schluß eine schreckliche Tragödie: Ein Bräutigam besucht seine Braut und tritt gerade ein, als die schwarzen Beine seines Nebenbuhlers im Schorn verschwinden. Der Eifersüchtige schlägt mit teuflischem Lachen die Klappe zu, der Nebenbuhler wird im Rauchfange geräuchert und von dem Brautpaar, das sich wieder versöhnt, als delikate Rauchwaare verzehrt.

Unter den zahlreichen Zeitungs=, Druck= und Stilfehlern, welche eine unbewußte Kannibalen=Lust äußern, sei nur eine erwähnt. Im „Fürstenwaldner Anzeigeblatt" (1886, No. 89) ist zu lesen: „Der Besuch der Jubiläums=Ausstellung in Berlin hat einen vielversprechenden Anfang genommen. Bisher waren täglich 15,000 Personen in der Ausstellung anwesend und aßen über 1000 Gäste dort pro Tag zuMittag."

Die Versuche, Afrika zu civilisiren, wurden auch nicht immer ernst genommen. Die männlichen „Civilisirten" sind äußerlich mit Cylinder, Badehose und wenn es hoch kommt mit einem Frack bekleidet, die weiblichen mit Nasenring und Krinoline oder Tournüre. Der erste Sport macht sich in Gestalt eines Wettrennens auf Giraffen bemerkbar, das erste aufgeführte Theaterstück wird mittelst der „Unfriedenspfeifen" abgelehnt. Eine Segnung der Kultur eignen sich die Neger rasch an, sie — trinken Schnaps. Epochemachend ist bei den Ostafrikanern die Eröffnung der ersten Eisenbahn. Die Billets hängen die schwarzen Passagiere bei der durchlochten Stelle an der Nase auf, in der Gepäck=Expedition werden mit Zetteln beklebte Löwen, Klapperschlangen und dergl. aufgegeben. Die Waggons stellen sich in Gestalt von Bambushütten dar. Das Pfeifen der Lokomotive wird irrthümlich für das Kriegsgeheul eines fremden Stammes gehalten und der Zug langt mit einer halben Stunde Verspätung an, weil der Zugführer den Heizer aufgefressen hat.

Der erste Schullehrer kommt nach Kamerun. Er läßt dort Göthe's „Erlkönig deklamiren und die Schüler wundern sich, daß das Gedicht keinen Schluß hat. Wer aß denn den todten Knaben auf?

Endlich sind auch die Afrikareisenden vom Witz nicht verschont worden. Einer derselben theilt mit, daß er alles aufgewendet habe, um 21 Verträge mit Sultanen zu Stande zu bringen. „2 Liter Blut aus ge mit ebenso vielen Häuptlingen und Liter Blut aus Liter Blut aus der bffff Liter Blut aus der Ader gelassen (der Blutsbrüderschaft wegen), 17 Sultans=Tanten und Schwiegermüttern den Hof gemacht, meine beiden Ohrläppchen und die Nasenspitze zu einem Ragout hergegeben." — Ein Reisender klagte, es sei jetzt so schwer, auch das kleinste neue Dorf zu entdecken, während früher verhältnißmäßig leichter ein ganzer Welttheil entdeckt worden sei. — „Damals war auch alles billiger," wurde ihm geantwortet.

Daß heute der Humor sich mit den Kolonien in weit geringerem beschäftigt als früher, ist [illegible] ein Zeichen, daß jetzt das ernste Bestreben die Oberhand gewinnt, unsere Kolonien als ein Stück Deutschland anzusehen und demgemäß zu behandeln.

Dr. Max Hirschfeld.

— Beim Brande der Porzellanfabrik in Akron, O., ist auch Dr. Tanner, der Hungervorstellungen gab, verbrannt. Tanners wirklicher Name war Francis Harrison.